

Kriegs- und Nachkriegserinnerungen eines Wirtzfelders

Bewegte Zeiten (2. Teil)

Paul Drösch

Schule und Bombenterror

In der Schule hatte ich am Anfang große Probleme. In Wirtzfeld hatte ich angefangen, mit der linken Hand zu schreiben, was in Dautphe nicht erlaubt war. Wenn wir Deutschunterricht hatten, setzte sich ein älterer Schüler neben mich und achtete darauf, dass ich auch die rechte Hand zum Schreiben benutzte. Auf der damals noch üblichen Schiefertafel musste ich dann auch schon mal alles auswischen, wenn es nicht deutlich genug geschrieben war. Nach ein paar Wochen hatte ich mich daran gewöhnt, mit rechts zu schreiben. Ansonsten bin ich aber Linkshänder geblieben. Mit der Zeit hat sich zum Wohle aller Linkshänder zumindest die Einstellung in dieser Hinsicht geändert.

Abends oder nachts, wenn ich das Brummen von Flugzeugen hörte, bekam ich immer große Angst und fing ich an zu weinen. Dabei dachte ich immer an Nettersheim. So vergingen Tage und Wochen. Ich ging zur Schule, nach den Hausaufgaben gingen wir dann raus zum Spielen oder trafen uns mit Freunden, die wir inzwischen hatten. So auch am 16. März 1945.

Franz-Josef und ich waren zusammen im Dorf, etwa dort, wo wir anfangs gewohnt hatten. Plötzlich hörten wir (laut Dautpher Chronik gegen 15 Uhr) ein leises Brummen in der Luft. Ich schaute nach oben, da sah ich sie auch schon von Silberg her kommen. „Flieger!“, schrie ich zu Franz-Josef. Etwa fünf oder sechs waren es. Das Brummen wurde lauter und wir rannten, so schnell wir konnten, in Richtung „Oppermanns“. Aber wir kamen nicht mehr dorthin, da heulten die Bomben und es krachte auch schon hinter uns.

Etwa dreißig bis vierzig Meter von Oppermanns entfernt stand an einer Gartenmauer ein Milchbock, auf den die Bauern ihre Milchkannen stellten, um sie von der Molkerei abholen zu lassen. Dieser Milchbock bestand aus dicken Bohlen mit einem starken Unterbau. Darunter suchten wir Schutz. Laut Dautpher Chronik sollen es sechs Bomben gewesen sein, die abgeworfen worden sind. Als alles vorbei war, rannten wir, so schnell es ging, nach Hause. Man hatte sich schon große Sorgen um uns gemacht. Dieser Milchbock hat uns vielleicht das Leben gerettet. Denn das Haus von „Waare“, an deren Gartenmauer der Milchbock stand, war das Erste, das dem Erdboden gleich gemacht wurde. Auf und vor dem Milchbock lag alles voller Ziegelsteine und Schutt.

So war bis zur jetzigen Gaststätte „Kamm“ auf der Höhe links und rechts der Straße alles bis auf die Grundmauern zerstört und es brannte tagelang. Nur noch an der linken Straßenseite stand ein stark beschädigtes Wohnhaus, das von Salhans. Das Haus, in dem wir anfangs untergebracht waren, war auch dem Erdboden gleich. Tiere liefen brennend und vor Schmerzen schreiend ins Feld, denn es waren auch Phosphorbrandsätze abgeworfen worden. Dort, wo Franz und ich unter dem Milchbock gesessen hatten, war eine ganze Gartenmauer von mehreren Metern Länge durch die Wucht der Explosion einer Bombe durch die Luft geflogen und direkt vor diesem Milchbock niedergegangen. Hätte sie uns getroffen, wären diese Zeilen mit Sicherheit nie geschrieben worden. Hätten wir noch bei Familie Müller (Jokkobs) gewohnt, vielleicht auch nicht mehr. Denn das Haus der Familie Müller war auch dem Erdboden gleich.

Bei diesem Angriff auf Dautphe fie-

len zwölf Häuser, Scheunen und Stallungen in Schutt und Asche. Laut Dautpher Chronik sind 49 Personen dabei umgekommen, darunter auch die beiden Töchter und die Schwiegertochter von Familie Andres aus Wirtzfeld. Sie waren als Helferinnen in der Schneiderei eingesetzt. Die Gemeinde hat auf ihrem Friedhof eigens für die beim Bombenangriff auf Dautphe ums Leben gekommenen Menschen ein „Ehrenmal“ errichten lassen, um so an den Zweiten Weltkrieg zu erinnern.

Seitens der Gemeinde, deren Bürger auch den Tod ihrer Angehörigen zu beklagen hatten, fiel die Schule für mehrere Monate aus. Doch langsam normalisierte sich das dörfliche Leben wieder. Es wurde aufgeräumt, Schutt beseitigt und man fing an, wieder aufzubauen. Geld war ja da. Material war aber nur gegen Lebensmittel zu bekommen. Und so blühte der Schwarzhandel.

Keine Rückkehr in die Heimat

Als am 8. Mai 1945 das Ende des Krieges verkündet wurde, drängte es uns, wieder in unsere Heimat zurückzukehren. Im Frühjahr 1946 sollte es dann endlich so weit sein. Der erste Teil des Trecks, unter anderem drei Familien aus Hünningen, machten sich auf den Weg mit ihren Ochsengespannen, denn man wollte so schnell wie möglich wieder nach Hause.

Der zweite Teil der nach Hessen evakuierten Familien trat im Frühjahr 1946 die Heimreise mit der Bahn an. „Wir“ sollten mit der Familie Andres aus Wirtzfeld die Heimreise antreten, so hieß es. Aber, was „uns“ zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar war, war die Tatsache, dass diese Reise ohne Franz-Josef, Erika und mich stattfinden sollte. Nur Herbert durfte mit nach Hause fahren.

Was war mit uns - mit Franz-Josef, Erika und mir? Ich verstand nun auf einmal die Welt nicht mehr. Warum nicht alle Kinder meiner Mutter? Ich weiß bis heute noch nicht warum. Dafür habe ich viele Antworten und doch keine. Glaubte mein Vater, wir seien hier in Dautphe besser aufgehoben als zu Hause? Oder zeigten meine Verwandten an drei kleinen Kindern kein Interesse? Hätte nicht meine Patin Anna Halmes, die direkt neben meinem Elternhaus wohnte, zudem keine eigene Kinder hatte, uns bei sich aufnehmen können? Ich weiß es nicht. Auf diese Frage werde ich wohl nie eine abschließende Antwort finden.

Wer diese Zeilen einmal liest, soll sich bitte einmal vorstellen, was in einem 7-jährigen Kind, wie ich es zu dieser Zeit war, vor sich geht: Die Mutter gestorben, der Vater im Krieg, von der Verwandtschaft vergessen oder verlassen und allein unter fremden Menschen. All dies wünsche ich keinem Menschen je in seinem Leben einmal erfahren zu müssen.

Wie ich später erfuhr, war mein Elternhaus auch teilweise zerstört. Das Dach war durch Panzerbeschuss stark beschädigt und an den Außenmauern war ein riesiges Einschussloch zu sehen. Außerdem waren die bewohnbaren Räume belegt. Dort hatten Onkel Hubert und Tante Johanna, die Schwester meines Vaters, Unterkunft gefunden. Sie waren in St.Vith auch ausgebombt und wohnungslos geworden.

Und mein Vater? Ich wusste gar nicht, wo er sich aufhielt. Zurück in die Heimat konnte er nicht, denn es wurden alle Männer, die auf deutscher Seite gekämpft hatten, von den belgischen Behörden als sogenannte Kriegsverbrecher gesucht. Was er verbrochen haben sollte, erfuhr ich später weder von ihm noch von den belgischen Behörden. So bleibt für mich nur eine Antwort: Weil er sich zu Deutschland bekannt hatte.

So tauchten immer wieder belgische Militärpolizisten in Dautphe auf. Wir wurden dann aus dem Schulunterricht geholt, zum Bürgermeisteramt gebracht und verhört. Wir sollten ih-

nen sagen, wo sich unser Vater aufhält. Ich weiß heute nicht mehr, wie oft sich dieser Vorgang wiederholt hat. Es war aber sehr oft. Wir konnten immer nur sagen: „Wir wissen es nicht.“ Zu diesem Zeitpunkt wussten wir es auch wirklich nicht.

Später besuchte er uns alle paar Wochen mit dem Fahrrad und fuhr dann abends, nach Einbruch der Dunkelheit, wieder weg. Wohin? Wir wollten es gar nicht wissen. So konnten wir auch keine Hinweise auf seinen Verbleib geben. Er hat uns nur einmal von russischer Gefangenschaft erzählt.

Frl. Muth machte Mut

Eines Sonntags (1949), ich erinnere mich noch genau, kam eine junge Frau zu uns nach „Oppermanns“ mit dem Fahrrad, stellte sich als Frl. Anna Muth aus Wetter vor und sagte uns, dass mein Vater und Andres Bernhard (mit ihm hatte sie ein freundschaftliches Verhältnis) von der belgischen Militärpolizei abgeholt worden seien. Frl. Muth nahm mich in die Arme und tröstete mich, so gut sie nur konnte. Von da an besuchte sie uns alle vierzehn Tage.

Im Sommer kam sie mit dem Fahrrad und im Winter kam sie des Öfteren mit dem Zug. Ich freute mich schon Tage vorher auf ihren Besuch. Vielleicht auch deshalb, weil sie meiner Mutter so ähnlich war. Sie war groß, schlank, dunkelhaarig, wie meine Mutter. Ich fasste sehr schnell Vertrauen zu ihr, weil ich in ihr eine Art

Mutterersatz gefunden hatte. In den Sommerferien holte sie Erika und mich für ein paar Tage zu sich nach Wetter, wo sie wohnte. Dann machte sie auch für uns Urlaub. Diese schönen Tage werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Da sie schnell herausgefunden hatte, dass ich gerne Pudding esse, kochte sie mir jeden Tag Pudding und nochmals Pudding.

Die ersten Jahre nach dem Krieg waren für alle eine sehr arme und entbehrungsreiche Zeit. Jeder war froh, ein Dach über dem Kopf und genügend Essen zu haben. Zudem kamen aus Ungarn, Polen, Ost- u. Westpreußen sowie dem damaligen Jugoslawien vertriebene Deutsche nach Deutschland - und somit auch nach Dautphe -, die auch noch mit Wohnung und Essen versorgt werden mussten. Denn alle Flüchtlinge und Vertriebenen hatten ihre Heimat verlassen müssen und so ihr ganzes Hab und Gut verloren. Ich sehe sie heute noch in Dautphe ankommen, mit einem kleinen Bündel Kleider in der einen Hand und an der anderen Hand meistens ihre kleinen Kinder.

Mit 15 Jahren bekam ich von der Gemeinde als Ausländer eine Aufforderung, einen gültigen Reisepass vorzulegen. Diesen Aufwand hat Anna Muth für mich erledigt, denn sie arbeitete ja an der dafür zuständigen Behörde in Köln. Den ganzen Schriftverkehr wickelte sie über das belgische Konsulat in Frankfurt a.M. für mich ab. Ende Mai 1953 kam Frl. Muth dann zum letzten Mal nach Dautphe,



Frl. Anna Muth.

(Alle Fotos: Sammlung des Autors)



Meine „Schneeschou“.

um sich von uns zu verabschieden. Sie heiratete ihren Freund Bernhard Andres und zog mit ihm nach Koblenz. Er hatte eine Anstellung bei der Bundesbahn gefunden und sie war bei der Behörde für Staatsangehörigkeitsangelegenheiten des Bundes in Koblenz beschäftigt. In Briefkontakt sind wir aber noch geblieben, denn sie wollte mir noch zur Seite stehen bei meinen Reisepass- und Einbürgerungsangelegenheiten.

Schulspeisung, Birnenmus und Brotbacken

Dank der amerikanischen Besatzungsmacht und ihres „Marshall-Plans“, eines Nothilfe-Plans zum Wiederaufbau der Wirtschaft, konnte der hungernden Bevölkerung und insbesondere den Schulkindern die größte Not bald genommen werden. Eine Schulspeisung wurde eingeführt. Das heißt: Alle Kinder, deren Eltern verarmt oder ohne Arbeit waren und sich nicht selbst ernähren konnten, nahmen an der Schulspeisung teil. Selbstversorger, wie Bauern und Kleinbauern, waren von der Schulspeisung ausgeschlossen.

Manchmal gab es dort auch Schokolade, Apfelsinen und andere Süßigkeiten. Als Selbstversorger musste ich dann zuschauen, wenn die anderen ihre Apfelsinen aßen oder ihren Kakao tranken. Dafür mussten die anderen uns zuschauen, wenn wir unsere mitgebrachten Wurst- oder Käsebröte aßen. So tauschten mein Freund Adam Wagner und ich unsere Frühstücke aus. Apfelsine gegen Wurstbrot oder Kakao gegen ein selbstgemachtes Kochkäsebrötchen. Die Butterbröte waren in Pergamentpa-

pier eingepackt, von dem immer der herausgelaufene Kochkäse abgeleckt wurde, um es mehrmals verwenden zu können.

Wenn ich einmal Süßigkeiten bekam, dann waren es von Tante Margret oder Tante Lieschen selbst hergestellte Karamell-Zuckersteine. Dafür schütteten sie Zucker in eine Pfanne, brachten ihn zum Schmelzen, ließen die braune Masse wieder erkalten und fertig waren die Zuckersteine.

Der Brotbelag bestand normalerweise aus selbst hergestelltem Honig (Zuckerrüben-Sirup), Pflaumen- oder Birnenmus. Im Herbst, wenn die Zwetschgen und Birnen reif und abgeerntet waren, saßen alle im Haushalt verfügbaren Personen abends nach Feierabend in der Küche zusammen und entkernten körbeweise die Pflaumen und Birnen, um sie tags darauf in einem großen Kessel (meist in der Wasch- oder Futterküche) unter ständigem Rühren zu „Quetschemous“ oder „Birnmous“ zu kochen. Das fertige Produkt wurde dann in große Töpfe (Boarn) abgefüllt, abgedeckt und so über Jahre haltbar gemacht.

Brot wurde natürlich auch selbst gebacken. Ein solches Brot reichte für ca. 2 Wochen. Gebacken wurde im Backhaus. Das lief folgendermaßen ab: Am Anfang stand das Backspiel. Jeder Haushalt hatte ein kleines Blechschild (8-10 cm groß), versehen mit Namen und Hausnummer. Jeder, der in der folgenden Woche backen wollte, kam am Samstagmittag gegen 12 Uhr ins Backhaus und nahm am Backspiel teil. Dort stellte sich eine Frau zur Verfügung, welche ihre

Schürze anhub, in die alle ihr mitgebrachte Backschild hineinwarfen. In der nun abgedeckten Schürze wurde ein wenig gemischt und von der Frau wurden dann die Nummern bzw. Namen gezogen und an die Wandtafel der Reihe nach aufgehängt. So wurde die Reihenfolge für die ganze Woche festgelegt.

Das Anheizen des Ofens ging reihum. Denn montags, wenn der Ofen noch kalt war, benötigte man fast die doppelte Menge an Holz oder Reisig. Samstags wurden im Anschluss an das Brotbacken noch die Kuchen gebacken. Besonders den Duft der „Quetschekuche“ roch man schon von weitem. Wer Neuigkeiten erfahren wollte, ging samstagnachmittags ins Backhaus. Dort wurde über alles geratscht und getratscht. So war es immer gut, wenn man dabei war.

Ski

Als ich 14 Jahre alt war, wollte mir Onkel Ludwig eine besondere Freude machen. Wir gingen zusammen in den Wald, um Holz für den Winter zu machen. Dabei sägten wir mit der Schrotsäge auch eine schöne Esche um und Onkel Ludwig sagte zu mir: „Paul, das sollen für dich und Winfried einmal ‚Schneeschou‘ (Ski) werden.“ Ich habe ihn dabei groß angeguckt und sagte zu ihm: „Das und Ski?“ „Warte nur ab“, sagte er. Er ließ die Esche bei unserem Nachbarn, Schreinermeister Karl Klingelhöfer, Winfrieds Vater, auf der Kreissäge zu Brettern schneiden, und dieser machte sich daran, die Bretter zu bearbeiten. Winfried und ich durften ihm dabei zuschauen.

Am meisten hat mich der Vorgang des Biegens der Skispitzen beeindruckt. Hierbei erwärmte er einen großen Kessel mit Wasser, bis er anfang zu kochen. In das kochende und dampfende Wasser tauchte er die Spitzen immer wieder hinein, um sie zu biegen. Die Spitzen hatte er vorher auf eine alte Holzriemenscheibe gespannt, die er nach jedem Tauchvorgang immer wieder nachspannte. Dieser Vorgang dauerte mehrere Stunden. Dabei erzählte er uns, dass er hierfür nur gutes Eschenholz verwenden könne, weil dieses besonders biegsam sei. Er besorgte noch die Bindungen; Winfried und ich holten uns im Feld die Stöcke aus Haselnuss dazu - und fertig waren unsere „Schneeschou“ oder Ski. Übrigens, meine Ski habe ich heute noch. Sie liegen noch unversehrt oben auf der Bude.

Vaters Schicksal

Bei der Verhaftung meines Vaters sind ihm Kriegsverbrechen gegen den belgischen Staat vorgeworfen worden. Daraufhin wurde er als Kriegsverbrecher zum Tode verurteilt, zu lebenslänglicher Haft begnadigt und nach 3½ Jahren aus der Haft entlassen. Ihm wurden jedoch die bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit aberkannt und er bekam im Gegensatz zu den anderen Bürgern von Wirtzfeld keine Kriegsschäden ersetzt.

Als mein Vater aus der Haft entlassen wurde, holte er Franz-Josef nach Hause zurück, denn Onkel Hubert und seine Familie waren inzwischen nach Köln gezogen. Für mich brach erneut die Welt zusammen. Zuerst verlor ich meine Mutter, dann ließ man Erika und mich alleine zurück. Warum? Sah mein Vater uns in Dautphe gut versorgt? Ich weiß es nicht.

Am 19.05.1953 heiratete Papa Katharina Genten aus Schoppen. Ich habe sie kennengelernt als eine sehr ruhige Person, mit der, so glaube ich, niemals jemand Streit bekommen konnte. Sie war für uns alle „Oma Tienchen“. Ich bin gerne nach Hause gefahren. Ich habe mich in dieser Zeit, wenn ich einmal zu Besuch war, immer sehr wohl gefühlt. Wie bei meiner Mutter.

„Oma Tienchen“ war immer nur für andere da. Papa konnte keine bessere Frau bekommen als „Oma Tienchen“. Besonders für Franz-Josef war sie nach Papas Tod eine große Stütze.

Durch eine gesetzliche Verordnung wurden die Kriegsschäden neu aufgenommen und Franz-Josef bekam, nachdem mein Vater schon gestorben war, 1966 die Kriegsschäden ersetzt. Allerdings wurde er nur für den Erbteil meiner Mutter entschädigt, da meinem Vater ja die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt worden waren. So oder so ähnlich erging es allen, die auf deutscher Seite gekämpft hatten.

(Fortsetzung folgt)

Antwort

*Was soll dies kindische Verzagen,
Dies eitle Wünschen ohne Halt?
Da du der Welt nicht kannst entsagen,
Erobre dir sie mit Gewalt!*

*Und könntest du dich auch entfernen,
Es triebe Sehnsucht dich zurück;
Denn ach, die Menschen lieben lernen,
Es ist das einzige wahre Glück!*

*Unwiderruflich dorrt die Blüte,
Unwiderruflich wächst das Kind,
Abgründe liegen im Gemüte,
Die tiefer als die Hölle sind.*

*Du siehst sie, doch du fliehst vorüber,
Im glücklichen, im ernsten Lauf,
Dem frohen Tage folgt ein trüber,
Doch alles wiegt zuletzt sich auf.*

*Und wie der Mond, im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken steht,
So schwinde wechselnd dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht!*

August von Platen



Papa und „Oma Tienchen“.